

Bunt den Bach herunter

Molières »Der Menschenfeind« als Phantasief Feuerwerk am Hamburger Thalia-Theater. Von Eileen Heerdegen

Geil! Sagt man das noch? Oder wieder? Vielleicht urnice? Cool ist was für 80-Jährige. Six Seven ist der heißeste Scheiß – Molières Alceste, der Menschenfeind, wäre begeistert gewesen, nichtssagender und oberflächlicher kann Sprache kaum sein. So wie das schlechte Sonett, das ihm der junge Höfling und Dichter Oronte vorträgt und damit die unbarmherzig ehrliche Kritik des jede Höflichkeit verachtenden Alceste herausfordert: »Ein Mensch, der auf sich hält, / Muss sich beherrschen können, / Mag ihn der Kritzeltuckreiz / Noch so heftig brennen; / Auch spiele, wer sein Machwerk / Stets rezitieren wolle, / Auf des Lebens Bühne / Die lächerlichste Rolle.«

Doch noch ist der Fehdehandschuh nicht geworfen: Ungewöhnlich früh wird der Zuschauerraum geöffnet, es riecht nach Spektakel. Grelle Scheinwerfer kreisen und blenden, auf der Bühne irritierte Zuschauer, die wie im Spiegel dort auf Rängen sitzen. Zu sehr lauter Live-E-Geige von Matthias Jakisic (Musik und Komposition) stürmt ein rappender rosa Orkan mit Volantorgien an den Beinen in Person des Schauspielers Ole Lagerpusch heran und fegt jeden Verdacht auf eine konventionelle Inszenierung davon.

»Mikrofon check Six Seven / Alle Lichter an. Allein zu Haus wie Kevin.« Der immerhin »schon« 45 Jahre alte Lagerpusch tanzt mitreißend, sieht aus und performt fresh wie ein Zwanzigjähriger. Er wird später den unglücklichen Oronte spielen, noch aber kann er sich auf die guten, witzigen Lyrics des »Deichkind«-Texters Uwe verlasen: »Meine Generation deine Generation / Same same but gleich / Leben im Vergleich / Wärs du nicht arm, wärs ich nicht reich.« Selbst die eher zurückhaltenden vorderen Reihen tanzen mit:

»Sie spielen wieder Molière / Und alle nur so yeah.«

Anschließend spielen Jakisics Instrumente mit Scheinwerfern, riesig projizierte Handybildschirme, leere Nachrichten und bebrillte, lachende, kotzende Emojis stehen wohl für das Faszinosum, heute, trotz millisekundlich aufploppender Nachrichten, in kommunikativer Leere zu existieren.

Diese beiden ersten Teile des »Tryptychon«, wie Jette Steckel ihre Inszenierung nennt, geraten vielleicht etwas lang, aber es gefällt, also why not, oder besser, pourquoi pas?

Farbwechselnde Leuchtkästen rahmen den Bühnenstreifen ein, den das Ensemble zwischen den zwei Zuschauerseiten schließlich bespielt (Bühne: Florian Lösche): »Ich finde überall / Nur feige Schmeichelei, Nur Unrecht, Gier, Verrat, / Habsucht, Berechnerei; Ich halt's nicht aus, ich platze, / Ich muss dann so weit gehn, Mit offenem Visier / Die Gattung Mensch zu schmähen.« Miesepeter Alceste (André Szymanski), wie alle Schauspieler komplett monochrom eingefärbt, vom gelungenen Kostüm (Pauline Hüners) bis in die Haarspitzen, erregt sich in Winnteou-Rotbraun debattierend mit dem geduldischen Freund Philinte – die wunderbare Barbara Nüsse in leuchtendem Mittelblau – gleich existentiell.

Doch der übersetzte Originaltitel, »Der Menschenfeind oder der verliebte Melancholiker« (Uraufführung 1666) nimmt dem Misanthropen die Schärfe und deutet eine weniger harte als zerrissene, ja tragische Figur an. Die unglückliche Liebe zur jungen, sehr selbstbewussten Witwe Célimène, ist, wie das ganze Stück, wohl autobiographisch geprägt von Molières komplizierter Ehe mit der 20 Jahre jüngeren Armande, deren Koketterie ihm fremd



Interessante Idee: Schauspieler, monochrom eingefärbt

und unverständlich war und ebenso auf die Nerven ging wie die höfischen Speichelleckereien und Intrigen, die ihn, beispielsweise mit dem Verbot seines »Tartuffe« zwei Jahre zuvor, nicht nur abstießen, sondern direkt bedrohten.

Dass aus Verbitterung eine Komödie entstehen kann, ist Molières große Kunst, geprägt durch seine einzigartigen Verse (im Versmaß Alexandriner – heute unnützes Wissen), hier in einer wunderbar zeitgemäßen, intelligenten und wirklich lustigen Übersetzung von Patrick Steckel, Vater der Regisseurin:

»Alceste: Wie denn? Kann man niemals / Allein mit Ihnen sein? / Ganz gleich wer wann hier anklopft, / Sie lassen ihn herein? / Versuchen Sie doch einmal, / Es über sich zu bringen, / Zu meinen Gunsten sich / Ein »Nicht jetzt« abzurufen! – Célimène: Wollen Sie,

dass er / Und ich uns überwerfen? – Alceste: Ihr rücksichtsvolles Wesen / Zerrt an meinen Nerven.«

Auch wenn vordergründig die Ehrlichkeit das Maß aller Dinge sein soll, so ist es letztlich doch die Eifersucht, die Alceste so wehrlos macht, dass er mit seinen eigenen Waffen geschlagen wird. Célimène (Maja Schöne), cremefarben und sehr selbstbewusst, besteht darauf, frei zu sein, auch andere Männer zu lieben, am Ende werden die beiden Königskinder, die sich in ihrer unerbittlichen Weigerung, auf den anderen zuzugehen, sehr ähnlich sind, nicht zueinander finden.

Der Weg zum bitteren Ende ist bunt und spaßig und ausnahmslos hervorragend gespielt. Die orangefarbene Lisa Hagmeister (Extrapunkt für die Schlangenbewegungen), die knallrote

Catherine Seifert, die dienend und brüllend zugleich sein kann, und meine absoluten Lieblinge, Zitrone und Aubergine. Der lila eingefärbte Cino Djauid als Acaste, spätestens seit »Hard Times« als großartiger Komödiant bekannt, mit sehr verdientem Szenenapplaus, und der quetschgelbe Citandre (Camilla Jammal), optisch eine Mischung aus Conchita Wurst und Ross Anthony, intellektuell aber offenbar schon von Kaugummikauen und gleichzeitigem Denken völlig überfordert – genial!

»Aber die Welt geht trotzdem den Bach runter / Zumindest war sie zum Schluss etwas bunter / Aber die Menschen immer noch unmenschlich / And don't even mention the war.«

→ Nächste Aufführungen: 27. u. 28.9., 10.10.

»Wie lange noch?«

Shelly Kupferbergs Roman »Stunden wie Tage« über eine stille Frau aus Schöneberg und die Widerstandskämpferin Liane Berkowitz

Es war ihre Chance: Martha E. bewarb sich 1925 im Alter von 22 Jahren auf eine Annonce im *Berliner Tageblatt*. Die Gebrüder Ber und Henry Berkowitz suchten eine »Hausbesorgerin mit Kenntnissen in Buchführung und Verwaltungserfahrungen«. Martha E. stammte aus einfachen Verhältnissen, hatte als gelernte Kontoristin auch Buchhaltungskenntnisse. Sie erhielt die Stelle und bezog eine Dienstwohnung in der Bahnstraße in Berlin-Schöneberg, die in den 1950er Jahren in Crellestraße umbenannt wurde. Von dieser realen Martha E., die ihr ganzes Arbeitsleben lang das Haus verwaltete, handelt der zweite Roman der TV- und Radiojournalistin Shelly Kupferberg.

Wilde Gerüchte rankten sich um die seltsame Martha E., die – hochbetagt und etwas nachlässig gekleidet – noch bis in die 1990er Jahre in der Crellestraße anzutreffen war. Sie starb 2004 in einem Heim. Ihr lässt Kupferberg mit »Stunden wie Tage« Gerechtigkeit widerfahren und verschränkt ihr Leben mit der dramatischen Geschichte einer anderen jungen Frau.

Opernsängerin und Gesangslehrerin Katharina Jewsejenko war 1923 mit dem Dirigenten Wiktor Wassiljew aus der jungen Sowjetunion nach Berlin

geflohen, wo ihre gemeinsame Tochter Liane geboren wurde. Wassiljew verließ Frau und Tochter, und Katharina Jewsejenko heiratete Henry Berkowitz, einen jüdischen Russen mit lettischem Pass, der Liane umgehend adoptierte. Die kleine Liane begleitete Henry Berkowitz, wenn er Marta E. besuchte, um das Haus zu inspizieren. Die Mutter war mit dem Kind oft überfordert. Lebhaft und klug, fand Liane in Martha eine ihr zugewandte Vertraute. Martha Ehemann, der Postbote Willy, war ein ruhiger Zeitgenosse, der zu Hause Schach gegen sich selber spielte. Sie hatten keine Kinder.

Shelly Kupferberg erzählt liebevoll in sehr kurzen, etwas episodenhaft geratenen Kapiteln von ihren Protagonistinnen und schildert dabei auch das Leben der Arbeiter zu jener Zeit, das nicht zuletzt durch akkurate Ortskenntnisse und skurrile Figuren aus der Nachbarschaft plastisch wird. Ob es die ältere jüdische Dame Putti Levin mit ihrem burschikosen Humor ist oder Herr Hutschenreuter, der während des Faschismus seine Homosexualität besonders akribisch verbergen muss. Natürlich gibt es auch eine geschwätzige und boshafte Treppenhausdenunziantin, Frau Schulze, die zu den Nazis hält. Die Schrecken von deren Herrschaft,

insbesondere für Juden, beschreibt Kupferberg am Schicksal der Berkowitz-Brüder. Sie geraten immer stärker unter Druck, müssen alle Immobilien bis auf das Haus in der Bahnstraße verlassen und Berlin in Richtung London verlassen. Ein »arischer« Geschäftskollege übernimmt pro forma das Haus, das Martha E. verwaltet. Henry Berkowitz möchte Frau und Kind mit nach London nehmen, doch Katharina weigert sich. Zu ihrem Schutz lassen sie sich scheiden.

Liane Berkowitz flüchtet oft zu Martha, um der depressiven Mutter zu entkommen. Sie erzählt ihr, dass sie sich in den Remus genannten Friedrich Rehmer verliebt hat, den sie von einer progressiven Abendschule in Schöneberg kennt. Das junge Paar schließt sich mit mehreren anderen Schülern der »Roten Kapelle« an. In der Nacht vom 17. Mai 1942 klettert Liane mit Otto Gollnow als Reaktion auf die antikommunistische Ausstellung »Das Sowjetparadies« Zettel mit dem Text: »Ständige Ausstellung. Das Nazi-Paradies. Krieg, Hunger, Lüge, Gestapo. Wie lange noch?« Am 18. Mai 1942 verübt die Widerstandsgruppe um Herbert Baum einen Brandanschlag auf die Schau im Lustgarten. Die schwangere Liane Berkowitz wird wie viele

Mitstreiter im September 1942 verhaftet und vom Reichskriegsgericht zum Tode verurteilt. Nach der Geburt ihres Kindes, das kurze Zeit nach der Entbindung stirbt, wird sie mit 13 anderen Frauen am 5. August 1943 in Plötzensee geköpft, zwei Tage vor ihrem 20. Geburtstag.

Es ist ein großes Verdienst Kupferbergs, mit ihrem Roman diese mutige junge Frau zu würdigen und ihre Geschichte einem breiteren Publikum nahe zu bringen. Ebenso wie das der stillen Martha E., die weiterhin in dem Haus in der Crellestraße lebte, das

sie noch lange verwaltete, erbt und schließlich an die jüdische Gemeinde übergab. Die Mieteinnahmen spendete sie der katholischen Kirche.

Matthias Reichelt

→ Shelly Kupferberg: *Stunden wie Tage*. Diogenes-Verlag, Zürich 2026, 272 Seiten, 25 Euro

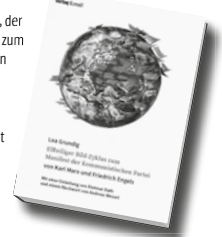
→ Johannes Tuchel: »... wenn man bedenkt, wie jung wir sind, so kann man nicht an den Tod glauben.« Liane Berkowitz, Friedrich Rehmer und die Widerstandskaktionen der Berliner Roten Kapelle. Lukas-Verlag, Berlin 2022, 486 Seiten, 22,80 Euro

Das Manifest in elf Bildern

Lea Grundgits Bild-Zyklus zum »Manifest der Kommunistischen Partei«

Elf farbige Illustrationen zu einem Text, der die Welt verändert hat – und bis heute zum Nachdenken über Kapitalismus, Klassen und gesellschaftlichen Wandel anregt. 1967/68 geplant, nun vollständig als Edition realisiert. Farbige, kartongebundene Ausgabe mit 11 Abbildungen.

nur 22,90 € (zzgl. Versand)



Empfehlung aus dem Shop

jW-Shop

Jetzt bestellen unter: www.jungewelt-shop.de

Erhältlich auch im *junge Welt*-Laden
Torstr. 6, 10119 Berlin • Öffnungszeiten: Do, 13–19 Uhr • Tel.: 030/53 63 55-37